

I.

Wenige Tage nach meiner neuen Rückkehr in Paris, im Mai 1850, zu einer Zeit, wo sich in seinem Gesundheitszustand wieder einmal eine Besserung einzustellen schien, gab Heine ein Diner. Im Zimmer, das den stolzen Namen Salon führte, war der runde Tisch auf's Prachtigste gedeckt; auf dem Büffet erblickte das verwunderte Auge einen ganz unverhältnißmäßigen Luxus von Tellern, Gläsern und Flaschen.

Die Gäste, die Heine erwartete, sind solche, die wir bereits kennen, aber sie haben sich im Lauf der Zeit einigermaßen verändert. Die Klingel hat geschellt und sie stellen sich ein. Frau

Heine's Freundin, Madame A...., tritt in einer reizenden Toilette ein und führt ihre beiden lieblichen Kinder an das Bett des Kranken, daß er sie küsse. Es ist ein Pärchen, Boulon und Boulette werden sie scherzweise genannt. Alice, das schöne schwarzlockige Kind, zählt schon fünf Jahre, ein lieblicheres Geschöpf ist nicht zu finden. Ihr Geist ist für ihr Alter, man möchte sagen, dämonisch entwickelt. Heine, das wissen wir bereits, ist ihr Pathe.

Madame A... ist aus einer Bürgersfrau von Paris inzwischen eine Welt dame geworden. Ihr Gatte, vor zwei Jahren noch Schnittwaarenhändler, ist durch glückliche Börsenspeculationen in den Stand gesetzt worden, das Hippodrome, den großen Circus am Eingang des Boulogner Wäldchens zu kaufen und macht mit ihm die glänzendsten Geschäfte. Er hat den unleugbaren Instinkt, wie man es anfangen muß, das Publicum zu beschäftigen und es steht ihm aller Wahrscheinlich-

feit nach bevor, Millionär zu werden. „Sie kommen spät, sieben Uhr ist vorüber, das Essen droht zu verderben,“ sagt Heine. „Wo bleibt Ihr Mann, warum ist er nicht mitgekommen?“

„Er hatte noch Geschäfte, muß aber gleich erscheinen.“

„Gleich! er läßt immer warten, wenn man ihn einladet; das ist unerträglich.“

„Que voulez vous!“ seufzt Elise, „ich kann ihn nicht ändern.“

Schon fängt Heine an, ernstlich unwillig zu werden. Da rollt ein Cabriolett in die Hausflur. „Er ist's,“ sagt die junge Frau, und der Barnum des Hippodrome, den langhaarigen Filzhut auf dem Kopf behaltend, tritt ins Zimmer.

Herr A... ist eine jener Gestalten, die man vorzüglich in den Foyers der großen Oper und auf dem Turf der Wettrennplätze begegnet; ein schöner Dandy von ungefähr fünfunddreißig Jahren mit bleichem, südlichem Gesichtsausdruck

und pechschwarzem Haar und Barte. Seine Toilette ist überaus sorgfältig, seine Manieren sind brüsk, und wie wir sehen werden, von einer unangenehmen Familiarität. Er spielt mit einem kleinen Stöckchen, das einen schönen eiförmigen Knopf von Gold hat, und ahnt eigentlich ebensowenig wie dieses Stöckchen, wer der Mensch ist, bei dem er zu Besuche ist.

„Wie geht's Ihnen, Heine?“ fragt er, „wohl recht schlecht? Bei Gott, Sie sehen nicht viel besser aus, als ein Todter. Mein Lebtag habe ich keinen Menschen gesehen, dem das Sterben so schwer gefallen wäre, wie Ihnen. Mir geht's gut. Das Hippodrome macht unglaubliche Geschäfte.“

Um Heine's Mund spielt ein ingrimmiges Lächeln. Solch einen Menschen muß man ertragen, weil er der Mann seiner Frau ist. Doch noch Eins! Der Dandy klopft fortwährend mit seinem Stöckchen auf der Bettdecke des Kranken

herum. Was weiß auch so ein Gesunder davon, was Nerven sind!

Der Dandy bemerkt oder achtet den Eindruck nicht, welchen er erregt. „Ja, das Hippodrome,“ fährt er fort, „macht unglaubliche Geschäfte! An jedem Tag, an dem schönes Wetter ist, streichen wir mindestens zehn Tausend Franken ein. Nicht wahr, das läßt sich hören, lieber Heine? Ich will es meinen! Aber mein Gehirn bringt auch die unglaublichsten Sachen zu Tage, je me fais poëte, ich verwirkliche Tausend und eine Nacht, ich speise, so zu sagen, die Pariser mit Wundern!“

„Sie haben doch gehört,“ fährt er fort, und sein Teufelsstöckchen klopft immer beänstigender an der Bettdecke des Kranken herum — „daß Poitevin, dieser verwegenste, größte, außerordentlichste aller Aëronauten, der alle früheren Luftschiffer, alle Greens and Gales mit einbegriffen, aus dem Felde, ich will sagen, aus der Luft geschlagen

hat, zu Pferde mit seinem Luftballon in die Höhe steigt? Nun! nächste Woche soll er auf einem Esel sitzend in die Luft fahren! Ich nenne dies: *Ascente à la Sancho Pansa!* — Sancho Pansa — müssen Sie wissen — ist eine Figur aus einem spanischen Romane. Eine köstliche Idee, nicht wahr? Und die Verfolgung der Kabylen durch französische Spahis? Auch diese Farce ist von meiner höchsteigenen Erfindung, und ohne Renommage — ganz köstlich! Die Spahis sind Knaben, die auf kleinen Corsikanerpferden sitzen, die Kabylen, auf eben solchen Pferden, sind Affen. Jeder Affe ist wie ein Kabyle angezogen, hat einen weißen Burnuß an, und eine Flinte zur Seite. — Sie sollten sehen, lieber Heine, wie die weiße Kapuze zu den braunen Affengesichtern steht! Die Spahis verfolgen die Kabylen; sie erreichen sie, und hauen mit ihren Säbeln ein, die Affen schreien, die kleinen Corsikanerpferde greifen aus, — es ist die komischste

Jagd, die Sie sehen können. Nun, das ist etwas für die Kinder und Grisetten. Für die Männer giebt es wieder andere Schauspiele! Da ist der Char du printemps — ein Wagen von zwölf Schimmeln gezogen, darauf wohl an zwanzig Mädchen, alle schwebend in den verschiedensten und verwegensten Stellungen, in fleischfarbnen Trifots, nur auf das Oberflächlichste in Gaze drappirt, — luftschwebende Bajaderen, die Beine nach oben gestreckt und nach allen Seiten hin! wirkliche Houris! es ist kaum zu glauben! Houris nämlich, lieber Heine, nennt man bei den Mohamedanern die Mädchen des Paradieses! Ha, was für Nymphen habe ich für's Hippodrome erworben! Die schönsten Mädchen, die in Paris und in ganz Europa zu finden sind! Wie schade, Heine, daß Sie krank sind! C'est la, mon vieux, que vous auriez fait vos farces!“

Der Dandy glaubt durch diese Erzählungen Heine'n sehr gut zu unterhalten. Er ist kein

Menschenkenner. Der Kranke hat sich während der langen Auseinandersetzung der Vergnügungen des Hippodrome unwillig auf seinem Bette herumgeworfen und Laute von sich gegeben, die Herr A... für Ausrufe der Anerkennung und Bewunderung hält, die jedoch nichts Anderes sind, als deutsche Schimpfwörter und Flüche. Bei dem letzten Sage des Dandy's, der mittlerweile sogar seinen Fuß auf den Rand des Bettes setzen wollte, richtet er sich auf, sieht mich an, und sagt auf deutsch: „So ein durchwegs gesunder Mensch ist auch ein halbes Thier!“

Aber Herr A... ist noch nicht fertig. „All dies Zeug,“ sagt er, „gibt viel zu thun, und ich werde mich mit der Sache nicht länger abgeben, als nöthig ist. Jeden Tag fünf Tausend, vielleicht auch fünfzehn Tausend Franken einzunehmen, ist freilich eine schöne Sache, aber man muß nichts, auch das Beste nicht zu lange treiben. Sobald ich eine Million Franken am Hippodrome

verdient haben werde, verkaufe ich ihn, verdiene noch funfzigtausend beim Verkauf und ziehe mich dann ganz zurück, um auszuruhen. O glauben Sie mir, lieber Freund, man zerbricht sich den Kopf genug bei meinem Geschäfte und man ist oft recht müde! Man muß die unglaublichsten, die pyramidalsten Sachen erfinden, und nur ein Mensch von Geschmack und Phantasie ist einer solchen Stellung gewachsen. Wäre ich nicht seit Jahren ein Kenner von Opern, von Ballett und Allem, was dazu gehört, gewesen, ich hätte all mein Vermögen beim Hippodrome einbüßen müssen. Ja, man muß sich dabei den Kopf zerbrechen, mehr als ein Dichter. Und dabei die Gefahr, lieber Heine, die Gefahr! Wenn Sie etwas schreiben und es Ihnen dann nicht gefällt, so ist nur ein Stück Papier verdorben und Sie können es wegwerfen. Das ist nicht so bei mir. Eine mißlungene Erfindung kann mich halb ruiniren.“

„Sehen Sie,“ fährt er fort, indem er sich

endlich niedersezt, „eben jetzt trage ich in meinem Kopfe — hier — —“, Herr A... zeigt mit dem Zeigefinger einer weißen eleganten Hand auf den „edlen Thron des Verstandes“ — „eine Idee, bei der ich vierzigtausend Franken entweder verliere oder gewinne! Ich nenne das Zeug (er artikulirt sehr deutlich): Ein Fest in Peking! — Peking, müssen Sie wissen, ist die Hauptstadt des chinesischen Reiches. Auf einer prächtigen Estrade, im Vordergrund eines Tempels, der mit den Standbildern von Götzen geziert ist, — die Chinesen, müssen Sie wissen, glauben noch an Götzen — sitzen die Mandarine im Kreise herum. Die Mandarine sind so zu sagen die Pairs, die Senatoren, die Aristokraten des Landes — — —“

Der Director ist erst im Anfang seiner Erzählung begriffen, aber Heine, dessen Ungeduld sich bis zur stillen Wuth gesteigert hat, richtet sich ungewöhnlich rasch auf, blickt mich an, und sagt

auf deutsch, mit einer Stimme, in welcher sich Behmuth und Ingrimme mischen: „Hören Sie dieses Thier, das mir erklärt, wo Peking liegt und was die Mandarininnen sind — es verdient täglich zehntausend Franken! Fragen Sie doch einmal nach, was mir Julius Campe für eine Auflage meines Buchs der Lieder zahlt!“

Und mit einem komischen „Du lieber Himmel!“ stürzt er wieder auf's Kissen. „Das Weitere nach dem Essen, lieber A...“, sagt er. „Der Braten wird nicht zu essen sein, wenn Sie mir noch vor Tisch Ihr ganzes Fest von Peking erklären wollen.“